

Es war im November, und der Führer des Nord- Detachements hatte die Offiziere um sich versammelt und gab die Befehle aus. Als er beendet hatte, wandte er sich an General, den Herrn Divisionskommandeur, der als Leiter des Ganzen über beiden Parteien schwebte und sich heute vor Beginn des Gefechtes bei der Nordpartei eingefunden hatte.

„Befehle ausgegeben, Excellenz!“ meldete der General, der heute das Detachement führte. Excellenz legte dankend die Hand an den Helm: „Meine Bemerkungen zu Ihren Anordnungen behalte ich mir natürlich bis zur Kritik vor; schon jetzt aber kann ich Ihnen sagen, daß ich im Großen und Ganzen mit dem, was Sie befehlen, einverstanden bin. Ich hätte jetzt nur noch einen persönlichen Wunsch, selbstverständlich ohne im Geringsten in Ihre Machtbefugnisse eingreifen zu wollen.“

Dieses Mal legte der Herr General die Rechte an den Helm und diente: „Bitte gehorsamt, Eure Excellenz, ganz wie Eure Excellenz befehlen.“ „Sie haben in Ihrem Befehl gesagt, Herr General, nahm nun der Divisionskommandeur das Wort, „daß die Pioniere aus dem Material des Divisions-Brücken-Trains eine Brücke über den Warbach schlagen sollen. Damit, Herr General, daß Sie diese Brücke bauen lassen, bin ich sehr einverstanden, denn erfrisch sind die Pioniere dazu da, damit sie Brücken bauen, und zweitens kann man nie wissen, wozu man die Brücke braucht. Na, und wenn man sie nicht braucht, dann kann man sie ja wieder abbrechen lassen.“

Ein leises ironisches Lächeln umspielte den Mund aller Offiziere, die diesen Worten Sr. Excellenz lauschten, denn leider war der sehr, sehr schwere Dienst der Pioniere namentlich von den jungen Leutnants unterschätzt, und nach einem alten Wort werden die Mandöverbrücken nur gebaut, um wieder abgebrochen zu werden, oder aber, um einzuführen:

„Denn der größte Theil des Körpers heißt es schon in dem alten Liede — einer neuen vertraut sich Niemand an, wenn er nicht muß, lieber geht er neben der Brücke durch das Wasser.“

„Wie ich schon sagte, Herr General,“ fuhr Excellenz nach einer kleinen Pause fort, „bin ich damit, daß die Brücke gebaut wird, ganz einverstanden, nur nicht mit der Art des Bauens. Im Gegensatz zu Ihnen möchte ich, daß die Pioniere nicht den vorhandenen Divisions-Brücken-Train benutzen, sondern daß sie die Brücke aus unvorhergesehenem Material herstellen. Natürlich ist das sehr viel schwieriger, das gebe ich gerne zu, aber gelübt werden muß es doch, und nach meiner Meinung eignet sich gerade der heutige Tag sehr gut dazu — glauben Sie nicht auch, Herr General?“

„Offen und ehrlich gesprochen, habe ich keine Meinung, warum gerade der heutige Tag sich zu einem solchen Experiment besonders eignen soll“, dachte der Herr General laut oder sagte er: „Zu Befehl, Eure Excellenz!“

„Na, das freut mich; ich wußte ja, daß Sie mir zustimmen würden“, fuhr der Herr Divisions-Kommandeur fort, dann wandte er sich an den Kommandeur des Pionier- Bataillons: „Wie lange werden Sie gebrauchen, um in der angegebenen Weise die Brücke an der Ihnen von dem Herrn General genau bezeichneten Stelle zu bauen?“

Der Major hatte mit feineswegs freudigem Empfinden den bisherigen Worten Sr. Excellenz gelauscht; er wußte auch, welchem Umfange er diese Abänderung des Befehls verbandt. Excellenz liebte die Pioniere im Allgemeinen nicht und ihn, den Major, im Besonderen nicht. Und wie Alles auf Erden hatte auch das seinen Grund. Excellenz war ein leidenschaftlicher Jäger, und der Major war es auch. Beide hatten sich um ein sehr schönes Jagdrevier, das zu verpachten war, beworben, und trotzdem Excellenz prächtig Markt mehr geboten hatte, war die Jagd dennoch von der Gemeinde dem Major zugesprochen worden, weil es bekannt war, daß Excellenz sich darauf beschränkte und Alles abschloß, während der Major die Jagd nicht nur mit Passion, sondern auch mit Verstand betrieb.

Und daß der Major nun die schöne Jagd hatte, nahm Excellenz ihm persönlich übel, und es ärgerte ihn jedesmal von Neuem, so oft er den Major nur sah.

„Nun, wie lange werden Sie gebrauchen?“ fragte der Vorgesetzte noch einmal.

„Das ist schwer, wenn nicht ganz unmöglich, im Voraus zu bestimmen, Excellenz“, gab der Herr Major zur Antwort, „das hängt ganz davon ab, ob ich überhaupt in der Nähe der Brückenstelle das nötige Material vorfinden werde oder mir dasselbe erst von weiter her holen muß. Für den Bau selbst werden zwei Stunden genügen.“

„Und zwei Stunden will ich Ihnen geben, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen“, erwiderte Excellenz. „Es ist jetzt sieben Uhr, eine halbe Stunde brauchen Sie, bis Sie an Ort und Stelle sind, um halb zwölf also ist die Brücke fertig.“

In einer wahrhaft graufigen Stimmung ritt der Major gleich darauf mit seinem Adjutanten davon. „Excellenz will mir nur eine Falle stellen“,

sagte er schließend, „das ist ja ganz klar, denn was nützt mir der schönste Divisions-Brücken-Train, wenn ich ihn nicht benutzen kann. Was Excellenz da von mir verlangt, kommt mir ungefähr so vor, als wenn jemand zu einem Luftschiff sagt: ‚Verzehret, steigen Sie mal schleunigst in die Lüfte, aber gefälligst ohne Ihren Ballon!‘“

„Na, ganz so schlimm ist es nun doch nicht, Herr Major“, versuchte der Adjutant seinen erregten Herrn zu beruhigen. „Aber doch beinahe so schlimm“, lautete die zornige Entgegnung. „Na, wir müssen sehen, das Kunststück, so gut es geht, fertig zu bringen. Ueberbringen Sie dem ältesten Leutnant den Befehl, mit dem Bataillon nach der Brückenstelle abzurücken, und sagen Sie den berechtigten Herren, sie möchten zu mir kommen, um mit mir vorzusprechen.“

Unterwegs hatte das Detachement unter der Führung des Generals seinen Vormarsch angetreten und zog mühsig in den Kampf. Aber allzu freudig war die Stimmung nicht, es war eine glühende Hitze, seit Tagen hatte es nicht geregnet, und die nageiseltrockenen Stiefeln wirbelten einen fast undurchdringlichen Staub auf, so daß Alle da in des Wortes wahrster Bedeutung die Nase voll hatten.

Am meisten aber trübte es die gute Laune, daß Alle ganz genau wußten, daß das Gefecht bis zum späten Mittag dauern würde, denn vor ein halb zwölf Uhr wurde die Brücke nicht fertig. Und ehe Excellenz dann die Brücke besichtigt hatte, und ehe die Kritik zu Ende war, und ehe man in's Quartier kam, und ehe man etwas zu essen kriegte, wurde es wenigstens vier Uhr. Und Hunger hatten Alle jetzt schon. Die Leute wurden wütend, die Herren Leutnants wurden ärgerlich, die berittenen Offiziere mißmuthig, und mit wahrer Heldennuth stürzten sich Alle auf den Gegner, der eine harte Vertheidigungsfstellung eingenommen hatte.

Da jagten die Adjutanten und Ordnonanz-Offiziere Sr. Excellenz über das Mandöverfeld und überbrachten den Befehl, nicht zu hüthlich vorzugehen und das feindliche Feuer mehr zu respektieren.

Ehe die Brücke nicht fertig war, sollte der Sturmangriff nicht unternommen werden; bis dahin galt es, den Gegner durch ein langames Feuer hinzubalzen. Auf einer Anhöhe hielt Excellenz neben seinen Generalstabsoffizieren. „Wenn ich es mir recht überlege“, sagte er, „so war der Auftrag, den ich dem Major gab, eigentlich recht unüberlegt, denn wenn der Major die Brücke wirklich fertig bringt, so kann ich sie doch nicht benutzen, weil sie tattlich für mich keinen Werth hat, und weil sie außerdem ja doch nicht hält.“

„Soll ich zu den Pionieren hinreiten und den Befehl wieder rückgängig machen?“ fragte der Generalstabsoffizier. Excellenz lehnte ab: „Was befohlen ist, ist befohlen. Eine Aenderung der getroffenen Dispositionen muß schon deshalb nach Möglichkeit vermieden werden, um den Leuten die Lust und Liebe an ihrem Dienste nicht zu nehmen. Lassen wir die Pioniere ruhig weiter bauen, denn wozu sind die berühmten, ewig einleitenden Mandöverbrücken da, wenn sie nicht geschlagen werden sollen?“

Unterwegs bauten die Pioniere mit einem wahren Bienenfleiß. Theilweise bis an die Brust im Wasser stehend, brachten die Leute die Erde in den Bach und besetzten die Strecken mit dem Belag. Der Major hatte seinen Mannschaften aus den Kantinennitteln für den Abend mehrere Faß Bier in Aussicht gestellt, wenn die Brücke bis zur befohlenen Stunde fertig würde, aber fast mehr noch als die Belohnung reizte der Gedanke, nicht nur den Vorgesetzten, sondern auch den Kameraden der anderen Waffengattungen zu zeigen, was sie könnten. So arbeiteten sie weiter, ohne sich eine Minute Rast zu gönnen, und pünktlich um ein halb zwölf Uhr hielt der Adjutant der Pioniere neben dem Herrn Divisionskommandeur.

„Die Brücke ist fertig, Euer Excellenz!“

„So — — — wirklich?“ fragte der Herr Divisionskommandeur nicht ohne einen leisen, ironischen Anflug. „Da bin ich aber begierig. Bitte, kommen Sie, meine Herren, damit wir uns das Wunder ansehen.“

Gefolgt von seiner Suite, ritt Excellenz davon, aber schon nach einer Viertelstunde kam er zurück, und gleich darauf ertönte das Signal zur Kritik.

„Gott sei Dank!“ sagten Alle, die es hörten, auch die Offiziere, aber die sagten es leider zu früh. Excellenz befand sich in einer wahrhaft graufigen Stimmung; trotzdem er am frühen Morgen dem General erklärt hatte, daß er im Großen und Ganzen mit seinen Anordnungen einverstanden sei, hatte er jetzt nur Worte des Tadels. Und nicht nur mit der Führung des Detachements war Excellenz unzufrieden, sondern auch mit der Führung der Regimenter, der Bataillone, der Kompanien und der Züge. Weder die Infanterie noch die Artillerie fand ein Wort des Beifalls.

Aber am allererschlechtesten kamen die Pioniere weg — für die hatte Excellenz überhaupt keine Worte — er erwähnte sie gar nicht.

„Aber um Gottes willen, was hatte Excellenz denn nur bei der Kritik?“ fragte der General am Nachmittag einen Ordnonanzoffizier des Herrn Divisionskommandeurs, mit dem er in demselben Quartier lag, „das war ja entsetzlich — so groß habe ich Excellenz

noch nie gesehen, was hatte er denn nur?“

Der Galoppin machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht. „Ja, ja, Excellenz war sehr schlechter Laune, aber Herr General müssen auch bedenken, was ihm passiert ist. Nachdem er zu den Pionieren geritten und sich die Brücke angesehen hatte, ließ er das Bataillon antreten und über die Brücke gehen.“

„Wie konnte Excellenz aber auch nur so unorthodox sein?“ fragte der General erschrocken. „Excellenz mußten doch wissen, daß die Brücke einstürzen würde. Sind Leute verunglückt?“

„Nein, nein, das nicht“, beruhigte ihn der Galoppin, „die Pioniere können ja alle schwimmen. Nein, wenn nichts Schlimmeres passiert wäre als das, was der Herr General annehmen, das hätte Sr. Excellenz die Laune nicht verderben.“

„Ja, aber ich verstehe nicht, was ich denn passiert?“ fragte der General. Und in Wort und Geberde das höchste Erstaunen ausdrückend, sagte der Leutnant: „Deuten Sie sich nur, Herr General. . . zu glauben ist es allerdings kaum. . . die Brücke hat gehalten!“

Eine Verwechslung.

Humoreske von Eugen I Soline.

Lieber Onkel!

Indem ich Ihnen für die liebenswürdigen Glückwünsche, die ich seinerzeit anlässlich meiner Verlobung erhielt, zugleich auch im Namen meiner Braut, herzlich danke, bitte ich Sie hierdurch, meiner Hochzeitsfeier am 18. des Mts. im Hotel „Kaiserkrone“ beizuwohnen. Wenn wir auch, — ich gestehe es: zum Theil durch meine eigene Schuld — durch meine langjährigen Reisen niemals in persönliche Beziehungen getreten sind, so sind Sie mir, lieber Onkel, doch niemals ein Fremder gewesen. Aus den Erzählungen meiner seligen Mutter leuchtete mir stets das Bild ihres einzigen Bruders so lebendig entgegen, daß ich Sie mir ganz lebhaft vorstellen kann. So möchte ich denn auch nicht, lieber Onkel, daß Sie, der letzte nahe Verwandte meiner lieben verstorbenen Mutter, bei der so bedeutungsvollen Feier meiner Vermählung fehlen, und um Ihrer Zusage zum Erscheinen an meinem Hochzeitsfeste um so sicherer zu sein, füge ich der offiziellen Einladungskarte noch diese direkte Bitte an Sie bei. Sie werden nur einen kleinen Kreis der nächsten Verwandten und besten Freunde von meiner Braut und mir vereint finden, und zu keiner lärmenden Hochzeitsfeier lade ich Sie, da sich eine solche von selbst verbieten würde. Meine Braut ist seit zwei Jahren verwitwet und hat ein zweijähriges Töchterlein. Ihr verstorbenen Gatten, der ihr noch einjähriger Ehe durch einen plötzlichen Tod entzogen wurde, war ein Jugendfreund von mir. Es misst sich also in unserer Freundschaft manche wehmüthige Erinnerung, so daß es uns geboten schien, dieselbe durch ein Festmahl im engsten Kreise der nächsten und Intimen zu begeben. Sie, mein lieber Onkel, gehören zu diesen; Sie bei unserem Feste zu sehen, wird uns eine besondere Freude bereiten, und ich hoffe, recht bald Ihre freundliche Zusage zu erhalten.

In Ergebenheit und verwandtschaftlicher Erinnerung  
Ihr Nefse  
Hugo Schiller.“

Herr Richard Stolpen hatte den Brief, den ihm eben die Wirthschafterin übergeben hatte, nicht lesen können, ohne sich ein paar Thränen aus den Augen zu wischen.

Das ist doch nett von meinem Nefsen, so sagte er sich, daß er mich, seinen Onkel, der sich nie viel um ihn gekümmert hat, bei seiner Familienfeier dabei haben will. Wenn's ihm nur um ein Hochzeitsgeschenk zu thun gewesen wäre, hätte er ja nicht einen so langen Brief zu schreiben brauchen. Nein, er hat die Anhänglichkeit von seiner Mutter geerbt, meine liebe Schwester Sophie hatte auch ein so gutes Herz, das für ihre Familie schlug. Natürlich werde ich hingehen zur Hochzeit. Ich werde mich ja einseitig langweilen, denn ich kenne dort Niemanden. Meinen Nefsen habe ich ja seit seiner Mutter Tode — er ging damals noch in die Schule — nicht mehr gesehen. Aber, was hilft's, ich kann doch nicht gut ablagen. Zur Trauung gehe ich aber auf keinen Fall; das verlangt ja auch der gute Junge gar nicht.

So sprach Herr Richard Stolpen zu sich selbst. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch nieder und dankte in herzlichen Worten für die Einladung und versprach, derselben Folge zu leisten.

Und als nun der Tag der Hochzeitsfeier herangehielt, ließ sich Herr Stolpen ganz besonders sorgfältig frisiren, zog sich seinen Frack an und die Lackstiefel, warf sich in einen Wagen und fuhr nach dem Hotel „Kaiserkrone“, wo er bereits eine große Hochzeitsgesellschaft vorfand. Herr Richard Stolpen hatte nun einmal die Eigenschaft, immer im letzten Augenblick oder verspätet zu eintreffen. So kam er denn in dem Augenblick, als gerade die Hochzeitsgesellschaft zum Festmahle Platz nehmen wollte, und der Spätlärm hatte daher nur noch Zeit, eiligt auf das Brautpaar zuzuschreiten, um denselben seine Glückwünsche auszulprechen und dann seinen Platz an der Tafel aufzusuchen.

Aber während die anderen Gäste alle leicht ihre Tischkarten gefalteten und ihren Plätze nahen, sah Herr Richard Stolpen keinen Platz, der für ihn reservirt schien und er dachte sich, daß hieran wohl sein spätes Erscheinen die Schuld tragen mochte. So nahm er denn unten, am Ende der Tafel Platz, wo einige Couverts ohne Tischkarten gelegt waren.

Freilich hatte er sich seine Theilnahme an der Hochzeitsfeier seines Nefsen in anderer Weise vorgestellt; er glaubte, daß er als Ehrengast wohl ganz besondere Auszeichnung erfahren würde, und er empfand nun sogar einigen Groll gegen den Bräutigam, der mit einer gewissen Nonchalance die Glückwünsche des Onkels entgegengenommen hatte, ohne ihn noch besonders als den einzigen Bruder seiner verstorbenen Mutter seiner Braut vorzustellen.

Ueberhaupt machte sich Herr Richard Stolpen, während er am unteren Ende der Tafel nicht minder fleißig den Tafelreden sich hingab, so seine eigenen Gedanken über seinen Nefsen. Das hatte der nun in seinem Einladungsschreiben an ihn einen „kleinen Kreis der Intimen“ genannt. Herr Richard Stolpen zählte oberflächlich die Zahl der Gäste, und siehe, es waren mindestens hundert. Und was hatte der Nefse von einer stillen Hochzeitsfeier gehalten? Konnte es fröhlicher und lärmender sein, als diese fidele Hochzeitsfeier, an welcher ein lustiges Tafelred nach dem anderen die fröhliche Tafelrunde zu lärmenden Rundgebeten veranlaßte.

Nur ihn, den einzigen anwesenden nahen Verwandten des Bräutigams, beachtete man nicht, ihn ehrte man durch keinen Toast, und das verdroß Herrn Richard Stolpen. Man hatte nur so im Allgemeinen auf die Verwandtschaft des Bräutigams getostet, obwohl doch außer Herrn Stolpen nur ganz entfernte Verwandte seines Nefsen anwesend sein konnten.

Aber vielleicht trug er selbst auch an dieser Vernachlässigung, die er empfand, die Schuld. Man hatte vielleicht — und nicht mit Unrecht — erwartet, daß er selbst sich zu einem Toast vom Platze erheben würde. Es war eigentlich Unrecht, so mußte sich Herr Stolpen sagen, daß er das veräußert hatte. Ihm, dem einzigen nahen Verwandten des Bräutigams, hätte eigentlich die Pflicht obgelegen, die liebe Braut seines Nefsen in einer Ansprache zu begrüßen oder deren Eltern als neue Verwandte willkommen zu heißen. Aber da war man ihm nun schon zugekommen; auf alle diese war nun schon getostet worden, und das beruhigte Herrn Richard Stolpen recht unangenehm.

Doch, da kam ihm ein zuter Gedanke. Ein Toast war noch nicht ausgebracht worden, der Toast auf das kleine Töchterlein der Braut. Das war eine Aufgabe für ihn. An das liebe kleine Wurm hatte Niemand bisher gedacht.

So erhob sich denn Herr Richard Stolpen, schlug an's Glas, was ein allgemeines Erstaunen im Kreise der frohen Tafelgenossen hervorrief, und begann: „Meine verehrlichen Damen und Herren, meine lieben Festgenossen! Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit lenke, an welche würdiger Weise heute hier an der frohen Tafelrunde, sicherlich mit Ausnahme der lieben Braut selbst, noch Niemand gedacht zu haben scheint. Fern sei es von mir, vor der lebenswürdigen Heldin des Tages trübe Schatten aus ihrer Vergangenheit herausbeschwören zu wollen, wenn ich hier an ihr kleines süßes Töchterlein erinnere, das liebe Ding, dem heute ein treu sorgender Beschützer und Vater bescheert wird. Die verstorbenen Mutter des Bräutigams, meine liebe selige Schwester Sophie, hätte gewiß mit ihrem guten Herzen dieses liebe Entkelkind mit ganz besonderer Liebe umgeben. Aber der Bräutigam, mein lieber Nefse, hat, das weiß ich, das gute Herz seiner Mutter geerbt. Er wird dem kleinen Kinde, das heute zum ersten Male das Wort Vater lassen darf, sicherlich stets ein liebevoller Beschützer sein. Meine verehrten Damen und Herren, die Tochter der Braut —“

„Bis hierher kam Herr Richard Stolpen mit seiner Rede. Wohl hatte es ihn schon recht peinlich berührt, daß er vom Beginn seiner Rede an mehrfach durch allerlei Zurufe unterbrochen worden war. Er hatte diese Unterbrechungen auf die bereits fröhliche Tafelsimmung geschoben. Jetzt aber nahmen die Unterbrechungen einen allzu lebhaften Charakter an.“

„Mein Herr, jetzt ist's genug der Unflätigkeiten“, rief ihm ein älterer Herr zu, „bisher glaubten wir noch immer, daß es sich um einen Scherz handle und warteten auf die Pointe. Aber Sie scheinen sich in recht geschmacklosen Witzchen zu gefallen! Wo wollen Sie denn eigentlich hinaus mit Ihrer Rede?“

„Ich will auf die Tochter der Braut toasteln!“ rief Herr Richard Stolpen ganz verblüfft.

„Ja, sind Sie denn betrunken oder verrückt?“ entgegnete der ältere Herr. „Was, meine Tochter eine Tochter“, rief er jetzt eine Dame, die Mutter der Braut, und tam, mit den Händen suchtelnd auf Herrn Richard Stolpen zu, „man wird Sie wegen Verleumdung verurtheilen, Sie unverschämter Mensch!“

„Was?“ Ich bin todt, sagt der betrunkene Mensch!“ rief, nicht minder heftig mit den Händen gestikulirend eine andere Dame, die Mutter des Bräutigams, „wer sind Sie denn eigentlich;

der Kerl hat sich ja hier eingeschlichen, ich habe ja gar keinen Bruder!“

„Wer bin ich?“ rief jetzt ebenso heftig seine Arme zum Durchstechen der Luft gebrauchend der verunglückte Tafelgast, „ich bin Richard Stolpen, der einzige noch lebende Bruder der verstorbenen Sophie Schiller, der seligen Mutter unseres lieben Bräutigams Hugo Schiller, der sich heute mit der verewitweten Margaretha Lauban vermählt. Ich begreife in der That nicht, welches Vergehen ich begangen haben soll, wenn ich Sie auffordern wollte, auf das liebe Töchterlein unserer verehrten Braut ein Lebehoch auszubringen.“

Während nun die anderen Hochzeitsgäste in ein lautstarkes Gelächter ausbrachen, nahm der ältere Herr wieder das Wort und sagte: „Nun, meine verehrten Herrschaften, wie ich soeben vom Keller erfahre, hat sich der Herr Redner nur im Saale geirrt. Die Schiller'sche Hochzeit findet im oberen, kleinen Saale der Kaiserkrone statt. Vielleicht stimmen dort die Herrschaften in seinen Toast mit ein. Um in unserem Kreise mit seiner Rede Anklang zu finden, müßte der Herr Redner sich schon noch bis zum nächsten Hochzeitsfeste unseres Brautpaares gedulden. Dann wollen wir auch gern in sein Hoch einstimmen.“

Diese Rede machte großen Eindruck. Der Bräutigam schmunzelte, die Braut senkte verächtlich das Köpfchen, von den Stürnen der beiden Schwiegermütter verschwand die schwer drohenden Falten und die Hochzeitsgäste lachten noch immer!

Herr Richard Stolpen aber machte ein herzlich dummes Gesicht; er stotterte einige Entschuldigungen, die in Gnaden angenommen wurden; dann griff er nach seinem Hut und eilte in den oberen Saal der Kaiserkrone, wo eben die kleine Hochzeitsgesellschaft im Begriff war, die Tafel aufzuheben.

Doch als man den lieben Gast bemerkte, dessen Ausbleiben man sich gar nicht hatte erklären können, ließ man noch einmal den Champagner treben, und als sich Herr Richard Stolpen vergewissert hatte, daß noch Niemand ihm zugekommen sei, erhob er sich und brachte einen Toast aus auf die Tochter der Braut —

Der kleine Zucherino.

Humoreske von A. v. Stenglin.

Baronin Miriam lag auf ihrem Ruhebett und las ein Buch von Gyp. Neben ihr, auf einem blauen Atlasfessel, lag ein rundes weißes Knäuel. Es klingelte, man hörte Stimmen vor der Thür. Die zierliche kleine Baronin richtete sich auf, ein freundiges Roth flieg in ihr zartes Gesicht, sie warf das Buch bei Seite. Die Thür wurde aufgerissen.

Guter Morgen, Mim!  
Ulrich, du? Welche Ueberraschung!  
Nicht wahr? Ich bin auf einige Stunden hier, um ein Pferd anzusehen und habe noch etwas Zeit übrig für meine kleine Base —

Höre Ul, kleiner bin ich doch wirklich nicht geworden!  
Nein, größer aber auch nicht, dein Stupsnäschen ebensovornig!  
Lach doch mein mangelhaftes Aeußeres in Ruhe und setz dich.

Miriam setzte sich auf das Sopha, und der junge Mann war im Begriff, sich auf den Sessel daneben niederzulassen, als ein lauter Aufschrei ihn zurückhielt. Mim packte ihn am Arm und zog ihn fort.

Aber, was ist denn? Du bist ganz blaß?  
Siehst du denn nicht? Entsetzt wie sie auf das weiße runde Knäuel, auf das er sich hatte setzen wollen.  
Na ja! was schadet denn das der Wollé?

Mim lachte: Wollé? Sieh dir die Wollé mal genau an.  
Ulrich trat dicht an den Sessel heran, das weiße Knäuel fing an sich zu bewegen.

Du meine Güte, das lebt ja! Ist es eine junge Katze?  
Puui, nein! Mim schüttelte mit dem Kopf, nahm das Geschöpf und stellte es auf den Tisch.

Nun sieh und staune! Hier stelle ich dich Zucherino vor, das Süßeste des Süßen. Was sagst du nun?  
Ein junger Spitz, wohl eben geboren?

Denke nicht dran. Dies ist Florentiner Rasse, „Pommerino“ genannt, ich selbst habe ihn aus Florenz mitgebracht; nun sage ehrlich, ist er nicht reizend?

Zucherino war allerdings sehr niedlich, schneeweiß, wie ein kleiner Löwe geschoren, schwarze Augen und ein schwarzes Schnäuzchen; klug und listig lag er in die Welt.

Er ist herzig, aber glaubst du wirklich nicht, daß er noch wächst?  
Keine Spur. Vollkommen ausgewachsen. Er erregt das größte Aufsehen, jeder will jetzt solchen Hund besitzen, aber ich gebe ihn um keinen Preis fort. Und wie gut er erzogen ist; von einem so kleinen Thier sollte man es nicht für möglich halten.  
Zucherino bewies seine gute Erziehung damit, daß er anfang, an einem Buch zu lauen, das auf dem Tisch lag, und nicht auf Rufe achtete, bis seine Herrin ihn auf die Erde setzte und sich daneben und mit ihm zu spielen begann. Das kleine weiße Knäuel lernte sitzen, er konnte Verschieden spielen

und lief umher wie wahnwichtig. Siehst du sein Temperament? Ganz italienisch!  
Komisch ist er, das ist wahr, und er hat auch kleine Pfoten, vielleicht bleibt er wirklich klein. Na! scharfe Zähne hat er auch! Zucherino hatte Ulrich in den Finger gebissen.

Nach einer Weile sagte der junge Mann: Wehst du, Mim, viel Zeit habe ich nicht mehr, und ich wollte dich sehen, mit dir sprechen und mich nicht nur mit diesem kleinen Gewürm hier abgeben!

Nun, seien wir sittsame Menschen und setzen wir uns ehrbar auf Stühle. Zucherino muß ohnehin schlafen, er hat sich übermüdet.  
Zucherino wurde auf den blauen Atlasfessel gelegt und es schien bald, als ob er schlief. Blöthlich wurden sonderbare Laute hörbar.

Ul, was fehlt ihm?  
Mir scheint, ihm ist übel. Der schöne blaue Atlas!  
Oh, Zucherino! Das ist die Milch, die er vorhin bekommen, durch die Bewegung beim Spielen — sie hob ihn empor — hier Ul, willst du ihn nehmen, bis —

Danke! sagte dieser entschieden.  
Miriam setzte das Hündchen auf die Erde und klingelte. Caroline, ihre alte Kammerfrau, erschien, der Atlasfessel wurde hinausgeschoben, ebenso wurde Zucherino entfernt.

Sag' mal, Mim, thut er das öfter?  
Seine Cousine umging die Antwort. Er ist noch nicht acclimatirt, und ich glaube, diese Milch ist zu fett, das arme Geschöpf! Ich muß ihn an die Luft bringen, draußen wird ihm besser werden. Ist es dir nicht recht?  
Oh ja, aber wir haben noch kein vernünftiges Wort miteinander sprechen können, ich hatte mir das anders —

Aber, Ul! das können wir draußen auch.  
Gut, gehen wir.  
Die kleine Baronin ging in ihr Toilettenzimmer, und Ulrich blieb allein. Er trat an den Schreibtisch heran und musterte das Bild ihres verstorbenen Mannes. Hat sie ihn vergetten? Ja! und er verdient nicht viel besseres, aber doch nicht das; vollkommen erlegt zu werden durch einen kleinen Spitz! Er seufzte: Sie ist wie ein Kind, ich tam mir höchstens Hoffen her, das kleine weiße Knäuel hat ihre Einsamkeit ausgefüllt, für den Augenblick braucht sie nichts anderes!

Miriam kam, für den Spaziergang gerüstet; an einem Lebertrienem trippelte Zucherino. Mit trübenden Vorahnungen folgte ihr Ulrich. Alle Hunde, die ihnen begegneten, beschmutzten Zucherino und er sie; als ein größerer Collic mit ihm zu spielen anging, biß er sich in dessen Schwanz fest und wurde mit fortgezogen, sodas seine Herrin, die ihn am Strid hielt, auch hinterher laufen mußte. Die Vorübergehenden blicben stehen und lachten; Ulrich sagte ärgerlich: Das geht wirklich nicht, Miriam! Du mußt ihn auf den Arm nehmen.

So geschah's, aber alle die Aufregungen schienen dem kleinen Wagen wieder schädlich gewesen zu sein, Miriam mußte ihn wieder auf die Erde setzen, wo er seiner Bedrängnis freien Lauf lassen konnte. Es entstand dadurch eine Anammlung von Requirieren, die dem Ereignis lachend zuschauten. Ulrich stand wie auf Kohlen.

Das ist ja unerträglich, sagte er und pffiff einen vorüberfahrenden Drosche, packe seine Base und das wieder lustig werdende Thier in den Wagen, hier selber ein und gab die Wohnung an.  
Ich finde dich sehr ungalant! sagte sie schlecht gelaunt.

Dies konnte doch nicht so weitergehen!  
Warum nimmst du ihn nicht, dann wäre kein Auflauf entstanden!  
Du tannst doch nicht verlangen, daß ich das Thier auf den Arm nehme!  
Warum nicht, wenn ich es thue?

Das ist keine Sache, für einen Herrn würde es doch sehr komisch aussehen, wenn er mit solchem gräßlichen Häschenmops im Arm spazieren ginge.  
Natürlich! Ihr habt immer Angst, wie es „ausfieht“, und dann verbitte ich mir solche Ausbrüche. Zucherino ist weder gräßlich noch ein Mops! Du bist eben schlechter Laune.

Ich war guter, als ich zu dir tam. Also ich habe sie dir verborgen?  
Vielmehr dies „süße Thier“!  
Der Wagen hielt vor Miriams Wohnung. Im Garten verabschiedete sich Ulrich von ihr.

Willst du nicht mehr hineinkommen?  
Nein, danke, mein Zug geht bald, Adieu!  
Adieu! Sie reichte ihm die Hand, die er gegen seine Gewohnheit nicht löste, und er verließ den Garten, ohne sich umzusehen.

Es war zwei Monate später.  
Ich glaube, Frau Baronin, sagte Caroline im Toilettenzimmer, Zucherino bekommt einen schlechten Charakter; den fremden Diener, der vorhin da war, hat er in die Hofe gebissen.  
Das ist Spielerei.

Aber es war ein großes Loth. Und dann wird es mir auch jetzt viel schwerer, ihn zu tragen. Glaubst Frau Baronin nicht, daß er doch noch wächst?  
Das kleine Baronin sah ihre Kammerfrau entsetzt an: Wächst! Unfinn!  
Ich muß gestehen, daß ich ihn gezogen habe und er hat in den letzten zwei Monaten zwei Fund zugenommen.

Zucherino! rief seine Herrin, komm her, laß dich anfassen. Sie stellte ihn auf den Tisch. Er A doch winzig!